

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 13

Artikel: Verdingkinder [Fortsetzung]
Autor: Hörning, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rechnenden Profitmenschen, der des Bauers große Aufgabe, sein Land mit Nahrung zu versorgen, dem bloßen Geldinteresse unterordnet, nur noch anbaut, was sich sofort in klingende Münze umsetzen läßt. Gottlob gibt es Gegenden, wo der Bauer seine altehrwürdige Eigenart, die Liebe zur Scholle und dem, was sie dort vorbringt, bewahrt hat.

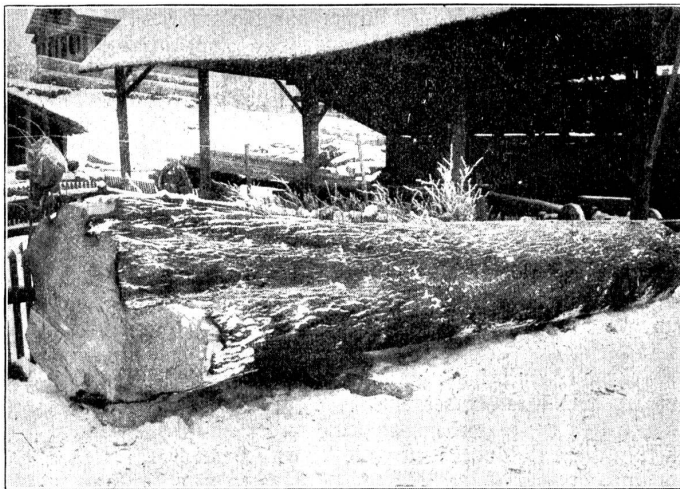
Wer je einmal einen Wandertag in dem Hügellande des Berner- und Luzernerbietes verbracht hat, jener stillen, heimeligen Landschaft, wo von jeder Egg eine hochgewölbte Linde grüßt, von jedem Hubel ein breit hingesehtes Bauernhaus aus klaren Fenstern in die Schachen und Krachen hinunterlacht, der muß auch das Volk lieben lernen, das, stolz und frei, solcher Heimat entwächst.

Herrliche Wälder geben den stimmungsvollen Rahmen zu dem friedlichen Bilde. Bewundernd schauen wir auf zu den Baumriesen, messen wohl mit weitgespannten Armen ihres Leibes Umfang, erfahrend, daß es oft der Männer mehrere braucht, bis die ausgestreckten Arme sich finden. Wer kennt nicht die Dürsrütti-Tannen bei Langnau! Auf verhältnismäßig kleinem Raum steht ein halbes Duzend dieser Waldriesen beisammen; und welcher Rapfbesucher betrachtet nicht staunend die gewaltige Tanne im Ahornwalde, die links am Straßenrande steht! Da beginnt der Städter zu rechnen und begreift nicht, warum man solchen Reichtum nicht umsetzt in Geld und Gütern. Diese Waldzierden sind des Bauers Stolz, nicht weil sie gewaltige Summen gelten, sondern weil seine eigene Scholle sie hervorgebracht, sein Vater, Großvater und ganze Generationen vor ihm sie gehegt und gepflegt. Ein schöner Zug von Ehrfurcht und Wertschätzung alles dessen, was von den Vorfahren übernommen wurde, äußert sich da und zwar in einer Tiefe und Ausgeprägtheit, die in dieser Form nur solchen Menschen eigen ist, denen die Natur in täglichem Verkehr mehr als ein Rätsel enthüllt hat.



Der zweite Trämel der grossen Weissstanne, im Walde aufgenommen.

Die gewaltige Nachfrage nach Holz hat aber doch in unsern Tagen manchen dieser Riesen seiner Bestimmung zu-



Rottannenträmel auf der Säge der Hh. Schürch & Cie., Huttwil

geführt. So hat die Firma Schürch & Cie. in Huttwil in den Wäldungen des Herrn Großrat Flückiger in Dürrenroth eine Anzahl Rot- und Weißtannen geschlagen, die der Erwähnung wert sind, obwohl sie sich nicht messen können mit den obengenannten Riesenbäumen. Das mächtigste Stück, eine Weißtanne, hatte eine Länge von 40 Metern und einen Durchmesser von 76 cm. Der Inhalt betrug 18 Kubikmeter. Der erste Trämel maß 5 Kubikmeter; auch der zweite Trämel zeigte noch ganz bedeutende Maße. Die Tanne war vollständig gesund. Die Zählung der Jahresringe ergab ein Alter von beinahe 250 Jahren, wobei konstatiert werden konnte, daß das Wachstum des Baumes in den ersten hundert Jahren ein merkwürdig langsames gewesen sein muß. Erst im zweiten und dritten Jahrhundert seines Wachstums nahm der Baum regelmäßig und bedeutend an Umfang zu. Eine stattliche Anzahl ähnlicher Kolosse stand noch in der Nähe. Ein auf dem Sägeplatze liegender Rottannenträmel gehörte einer Tanne an, die bei einer Länge von 35 Metern und einem Durchmesser von 65 cm einen Inhalt von 11½ Festmetern erreicht hatte. Dieselbe Firma hatte früher schon eine Weißtanne erworben, die bei einer Länge von 42 Metern und einem Durchmesser von 64 cm einen Inhalt von 13½ Festmetern aufwies.

(Die Angaben über den Holzschlag im Walde des Herrn Großrat Flückiger und die Rieseestämme stammen aus der Schweizer Holz-Zeitung, Red. Dr. S. Zahler, Bern.)

Derdingkinder.

Etwas aus meinen Erfahrungen.

Von Frau R. Hörning, Bern.

(Fortsetzung.)

Von da an hatte ich keine Ruhe mehr; mündliche oder schriftliche Forderungen gingen mir fast täglich zu; auf einmal hatte das Mädchen angeblich nichts mehr anzuziehen, oder dessen Mutter war durch allerlei Unzukömmlichkeiten verhindert, das Kostgeld zu bezahlen. Sie machten auch ein Pflegegeld von fünf Monaten geltend, wofür die Mutter im Rückstand geblieben sei. Alles das wurde mir nicht in einem ruhigen Ton auseinandergesetzt, sondern trug immer den Stempel der Gehässigkeit, gewürzt mit persönlichen Ausfällen. Angesichts der wirklichen Notlage der Leute, hauptsächlich aber um des Kindes willen, kam ich den Leuten entgegen. Um ferner Ordnung in die Sache zu bringen, verlangte ich von der Mutter, das monatliche Kostgeld jeweilen mir zuzustellen, worauf dieses regelmäßig den Pflegeeltern gegen Quittung eingehändigt wurde. Das be-

hagte ihnen aber nicht und lange vor Ablauf des Monats mußte ich mit dem Geld herausrücken. Ich drückte stets ein Auge zu, weil ich wußte, daß die Leute wirklich schwer zu kämpfen hatten, um sich ehrlich durchzubringen, und schrieb von ihrer Gereiztheit viel auf das Konto der großen Sorgen.

Röseli schien sich nicht schlecht zu fühlen; es wurde gehalten wie die eigenen Kinder, gedieh in strenger Zucht und war fröhlich in Gemeinschaft mit ihren Cousinschen. Dieselben im Kreise ihrer Angehörigen aufwachsen zu lassen, schien mir für sie von Nutzen zu sein, indem ich ihr dadurch für später eine Familienzugehörigkeit sichern wollte. Auf die Dauer erschwerten aber die Pflegeeltern meine Pflichten sehr. Sie hielten die Mutter auf, doch das Kostgeld nicht mehr an mich zu senden, machten Ansprüche an neue Kleider und Schuhe, Ansprüche, die schließlich zur Gewißheit führten, daß ich auch ihre Kinder einkleiden sollte. Ein unerwarteter Besuch ließ mich erleben, daß ich an einem schönen Nachmittage mein Bündel nur mit einem Hemdchen bekleidet vorfand, dagegen seine Röschchen, Schuhe u. von den andern Mädchen getragen und zum Ausgehen benützt worden waren. Ich hatte schon verschiedene Male bemerkt, daß Röselis Kleider gelegentlich den andern angezogen wurden, machte aber weiter kein Aufhebens davon. Jetzt hatte ich aber doch genug. Ich mußte schließlich einsehen, daß bei dieser Versorgung doch nichts Ersprießliches heraussehen würde. Ich machte der Mutter Mitteilung von meiner Absicht, das Mädchen fortzunehmen, und stieß bei ihr, weil von der Schwester aufgeheßt, auf heftigen Widerstand. Ich machte aber meine Rechte geltend, und um ihr, als dem bezahlenden Teil, entgegenzukommen, erlaubte ich ihr, mir Vorschläge zu machen. Sie sagte mir, daß ihr Kind kein „Bauern-doggel“ werden dürfe und nannte mir dann eine ältere verheiratete Schwester in der Nähe von X., ganz geeignet, das Kind zu erziehen. Nach befriedigenden Erkundigungen ließ ich die Frau kommen; diese gefiel mir gut, und ich vernahm von ihr, wie sehr die ganze Familie unter dem schwierigen Charakter der jüngern Schwester gelitten und wie sie im stillen immer gewünscht, das Mädchen zu sich nehmen zu können, um es mit ihren Kindern zu einem tüchtigen, einfachen Menschen zu erziehen; denn hier sei es nicht am richtigen Ort gewesen.

Nicht ohne heftigen Widerstand konnten wir das Kind herausbekommen. Die Mutter, die inzwischen mit ihren Verwandten uneins geworden, teilte mir mit, daß ich von denselben um die fünf Monate nachbezahlten Kostgelder geprellt worden sei. Weitere Drohungen seitens der gewesenen Pflegeeltern konnte ich dadurch zum Schweigen bringen, daß ich erklärte, nur um ihrer Kinder willen die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.

Dieser Wechsel hat mich ganz befriedigt und bis heute hat sich alles wie am Schnürchen abgewickelt.

Einmal wurde mir ein Fall zur Untersuchung gegeben, an den ich immer mit Trauer denken muß. In einer Gasse der Altstadt hatte sich ein Pärchen mit einem wenige Monate alten Mädchen eingemietet, beides junge Leute, unverheiratet. Er war seines Zeichens Musiker in einem Kino, wo er bis abends spät aufspielen mußte, und zwischenhinein konzertierte er in verschiedenen Wirtschaften. Die junge Mutter begleitete gewöhnlich mit dem kleinen Kinde ihren Liebhaber und blieb mit demselben zusammen, bis die Lokale geschlossen wurden. Sie begaben sich also spät zur Ruhe und schliefen dann bis gegen Mittag. Naturgemäß erwachte die Kleine früh und verlangte weinend nach Nahrung und Pflege. Was tat nun der Unhold? Er schlug (berndeutsch: „brätschte“) das arme Würmchen, bis es schwieg und, so klein es war, sich nicht mehr zu rühren wagte und also in Nässe, geplagt von Ungeziefer, stille hielt, bis es der faulen und pflichtvergeßenen Mutter einfiel, die Kleine aus dem Kistchen zu nehmen. Der junge leidenschaftliche Vater rühmte sich seiner erzieherischen Methode, bis es zu Ohren einer Dame kam, die bei uns Anzeige erstattete.

In der Dämmerung begab ich mich an ihre Adresse und fand in dem mir bezeichneten Hofzimmer die Türe offen, niemand anwesend, auf dem Tisch ein qualmendes Lämpchen, Unordnung überall. Auf einem Stuhl in der einen Ecke war ein Kistchen und drin lag ein Kindlein mit offenen Augen, auf dem Gesichtchen ein leeres, fauer riechendes Milchsäckchen. Ich richtete zärtliche Worte an das Kind, das aufhörte und in dem süßen Gesichtchen ein Erstaunen wiedererspiegelte, das mir mehr sagte als Worte es hätten tun können. Ich nahm es auf und spazierte in der Stube auf und ab, es beruhigend und lieb zusprechend, bis es sich an mich schmiegte, wie wenn es zu fühlen schien: „Jetzt bin ich geborgen!“ Nun erschien die Mutter, die irgendwo im Hause geiratscht hatte, und ich erklärte ihr, in welcher Eigenschaft ich hieher gekommen, zum Schutze ihres Kindes usw. Ich verlangte bestimmt den Vater zu sprechen; sie sagte, daß er unten in der Wirtschaft weile und ging dann, ihn zu holen. Da seine Geliebte ihn schnell vorbereitet hatte, kam er sehr aufgebracht herein. Ich ließ mir indessen nicht imponieren und sagte ihm rund heraus, wessen er sich schuldig gemacht, und daß ich das Kind vor seinen Tätlichkeiten schützen werde. Er wollte mir das Kind aus den Armen reißen und drohte mir mit Hinauswerfen. Mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit begegnete ich ihm und meine Bemerkung, daß er überhaupt im Konkubinat lebe und deshalb schon strafbar wäre, schüchterte ihn ein und schimpfend und stampfend machte er seinem Wuterg Luft. Wie die Kleine die Stimme ihres Peinigers vernahm, war in ihrem Gesichtchen eine solche Angst ausgeprägt, die keinen Zweifel mehr an der Wahrheit auskommen ließ. Ich veranlaßte nun die Mutter, mir das Kind auszuwickeln, da ich das Körperchen sehen wollte. Was ich vermutete, war Tatsache: der Rücken blutrot bis zum Halschen hinauf, und „dieses schwache, arme Wesen“, sagte ich zum Vater, „wagen Sie noch mit ihren großen, groben Händen zu schlagen, nur weil Ihr beide zu faul seid und die arme Kleine Euch mit ihrem Weinen aus dem Schlafe stört!“

Was das arme Kind ausgestanden, kann man sich kaum vorstellen. Ich besorgte sofort das Nötige zur Vinderung, und eine gute Frau im Hause versprach mir, das Mädchen für diese Nacht zu sich zu nehmen und zu pflegen. Der Vater, der mittlerweile sein Unrecht eingesehen haben mochte, entschuldigte sich wegen seines Benehmens mir gegenüber und war damit einverstanden, daß ich andern Tags die Kleine holen und sie im Kinderhospital unterbringen würde. Glücklicherweise war daselbst Platz vorhanden und Klärli kam nun in sachverständige Pflege. Anfangs schien es sichtlich neu aufzuleben, und ich freute mich über das gute Gedeihen, wenn schon andererseits wieder der Kummer um seine Zukunft mir das Herz schwer machte. Doch es kam anders; etwas Unaufgeklärtes zehrte an dem kleinen Leben und trotz guter Pflege meldete nach drei Wochen die Ober-schwester, daß Klärli heimgegangen. Ich mußte bitterlich weinen, denn dieses Kind hatte es mir ganz besonders angetan. Es sind seither Jahre darüber gegangen, aber immer steht lebhaft noch vor meinem geistigen Auge der Ausdruck dieses süßen Gesichtchens, als ich mich zum erstenmal über das als Lagerstätte dienende Kistchen beugte. Die Eltern haben die Kleine im Spital auch besucht, waren aber sichtlich froh, der Pflege entgehen zu sein. Als dann der Vater arbeitslos wurde, ersuchte er mich um einen Beitrag an die Reisekosten nach Stein a. Rh., woselbst er angeblich Arbeit gefunden hatte. Beide dampften nun fröhlich ab und ich habe weder sie noch das Geld je wieder gesehen. Die Hauptsache für mich war, daß nun Klärli gut aufgehoben; sie hatte ein kurzes, dornenvolles Erdenleben. Die Spitalpflegekosten mit fünfzig Rappen im Tag hat der Kinder- und Frauenschutz-Berein, Sektion Stadt, getragen. (Schluß folgt.)